

The background of the entire image is a photograph of a forest. In the foreground, there is a thick layer of fallen, dry, yellow and orange leaves. Several large, gnarled tree trunks are visible, with some showing hollowed-out sections. The upper part of the image shows the branches of trees with sparse, yellowing leaves against a pale, overcast sky.

**Maddalena
Vaglio Tanet**

**In den
Wald**

Roman Suhrkamp

SV

Maddalena Vaglio Tanet

In den Wald

Roman

Aus dem Italienischen
von Annette Kopetzki

Suhrkamp

Die Originalausgabe erschien 2022 unter dem Titel
Tornare dal bosco bei Marsilio Editori S.p.A., Venezia.

Die Übersetzung dieses Buches ist dank einer Förderung
des italienischen Ministeriums für Auswärtige Angelegenheiten
und Internationale Kooperation entstanden.

Questo libro è stato tradotto grazie a un contributo assegnato dal
Ministero degli Affari Esteri e della Cooperazione Internazionale
Italiano.



Erste Auflage 2024

Deutsche Erstausgabe

© der deutschsprachigen Ausgabe Suhrkamp Verlag AG, Berlin, 2024

© 2023 First published in Italy by Marsilio Editori

This edition published in arrangement with Grandi & Associati

Alle Rechte vorbehalten. Wir behalten uns auch eine Nutzung des Werks
für Text und Data Mining im Sinne von § 44b UrhG vor.

Umschlagfoto: Bernd Webler/plainpicture

Satz: Eberl & Koesel Studio, Kempten

Druck und Bindung: CPI books GmbH, Leck

Printed in Germany

ISBN 978-3-518-43198-6

www.suhrkamp.de

*Dem Andenken an Ada Maurizio,
meiner Großmutter
Maria Vadori, meiner Urgroßmutter
und Lidia Julio, Lehrerin.*

Für Paola Savio, meine Mutter

Steine, im Wald ausgelegt; sie haben kleine
Freunde, Ameisen und andere Tiere
die ich nicht erkennen kann. Nicht der Wind
fegt den Stein hinweg, diese Gräben, diese
Reste der Finsternis, dieses Leben
aus schweren Träumen.

Reste der Finsternis: Ich habe ein Herz, das aufflammt
und dann zerfällt, um sich arglos zu erinnern
dass es nicht stirbt.

Ich habe ein Herz wie dieser Wald: ganz
sarkastisch, manchmal, seine schmutzigen Zweige
sinken nieder auf den Kopf, um dir eine Last zu sein.

AMELIA ROSSELLI,
Documento

Wie Augen diese erloschenen Fensterlöcher
rechts hat der Efeu alles abgeschürft und scheint
schön würde man sagen ein Sieg diese grüne Opulenz
während in der Höhe ein Vogel krächzt man sieht ihn fliegen
im Kreis wie einer der mit Geistern spricht
welch seltsame Mechanismen der Kopf, die Toten belästigen wir
mit Gedanken, krächzt, krächzt, es ist nur eine Krähe.

AZZURRA D'AGOSTINO,
Canti di un luogo abbandonato

4

Sie kam nie zu spät, und ihre Abwesenheit versetzte alle in Aufregung. Inzwischen war die Nachricht auch in die Schule gelangt. Der Kommissar hatte um ein Gespräch mit dem Direktor und den Lehrern gleich nach dem Unterricht gebeten. Ein paar Reporter hatten das Schulgebäude gerade in dem Moment fotografiert, als die Kinder durch das Tor hineinströmten. Ein Schüler aus der Zweiten hatte gerufen: »Hallo, Onkel!«

Es war eine kleine Stadt.

Jetzt blieb in der Klasse eine Bank leer, und Silvia war nicht zu sehen. Man vermutete, dass sie es erfahren hatte – jemand musste sie angerufen haben, vielleicht ein Reporter oder ein Verwandter, der früh aufstand – und sich nicht imstande gefühlt hatte, aus dem Haus zu gehen. Eine andere Lehrerin, eine ihrer besten Freundinnen, Schwester Annangela, rief erst in ihrer Wohnung an, dann, weil niemand abnahm, bei ihrem Cousin Anselmo, der nur zwei Häuser weiter wohnte. Seine Schwiegermutter war am Telefon.

»Guten Tag, Gemma, hier ist Schwester Annangela.«

»Wie geht es Ihnen? Alles in Ordnung?«

»Nun ja, Gemma, wie man's nimmt. Ich suche Silvia, ist sie bei euch? Ich verstehe, dass sie heute nicht kommen wollte ...«

»Sie ist nicht bei uns.«

»Oh«, sagte Schwester Annangela. Dann wiederholte sie: »Sie ist nicht bei euch.« Vor ihr stand der Direktor, der wie aufgezogen fortwährend den Kopf schüttelte, und die Lehrerin Fogli schniefte.

»Was ist denn passiert, Schwester Annangela?«

»Vielleicht ist sie ja zuhause, geht aber nicht ans Telefon. Würden Sie bitte mal nachsehen?«

»Natürlich. Ich habe einen Schlüssel. Aber Sie machen mir Angst.«

»Es ist wegen einer Schülerin, Gemma, ein Mädchen aus der Fünften. Silvias Klasse.« Obwohl sie versuchte, sich zusammenzunehmen, brach Schwester Annangela die Stimme. »Sie lebt nicht mehr, sie ist gestern Abend von uns gegangen.«

»Heilige Madonna. Oh Gott.« Gemma nahm den Hörer vom Ohr und betrachtete ihn, als wäre er schuldig. Dann hob sie ihn wieder ans Ohr. »Wie kann sie das erfahren haben?«

»Vielleicht hat jemand sie heute Morgen sehr früh angerufen, oder sie hat die Zeitung gekauft, die Nachricht gelesen und ist nach Hause zurück.«

»Ein Unfall?«, fragte Gemma.

»Im Cervo, im Wildbach. Wir wissen es nicht genau.«

»Armes Wesen, Gott hab sie selig«, sagte Gemma. Sie war sehr fromm, und wenn sie sich an Gott wandte, fiel sie wieder in ihr Friaulisch zurück.

»Ich weiß, es ist schrecklich. Ein kleines Mädchen. Elf Jahre. Wir sind alle tief betroffen. Sicher ist auch die Silvia erschüttert, wenn sie es erfahren hat. Das Mädchen war ihre Schülerin. Sie hat sich sehr um sie gekümmert. Gehen Sie nachschauen, Gemma.«

»Ich rufe Sie wieder an, Schwester Annangela.«

Gemma legte den Hörer auf und verließ das Haus. Sie trug noch ihre Schürze und war mit den Fersen nicht in die Schuhe geschlüpft.

»Sie werden zurückrufen«, sagte Annangela zum Direktor. »Ich sehe mal nach der Klasse.«

Ihr Herz war schwer, wegen des Mädchens und jetzt auch wegen Silvia. Sie kannte Silvia, sie wusste, dass sie den Schmerz nicht ertragen würde. Sie konnte hart und undurchsichtig erscheinen wie eine Eisscholle, über die man spazieren kann, ohne zu befürchten, sie könnte brechen, doch in Wirklichkeit war das Eis dünn, eine Membran, die sich noch kaum verfestigt hatte.

Sie betrat den Klassenraum der Fünften, die von einem finster dreinblickenden Hausmeister bewacht wurde. Die Schüler wussten noch nichts.

Schwester Annangela war sehr klein und beleibt, ihre Füße waren so winzig, dass sie kreisrund wirkten, und ihre in die dicken braunen Strümpfe der Schwestertracht gezwängten Waden sahen aus wie Würste.

»Habt Geduld, Kinder, eure Lehrerin Signora Canepa ist vielleicht krank, wir versuchen das gerade herauszufinden.« Sie zeigte auf ein Mädchen in der ersten Reihe. »Entschuldige bitte, ich weiß deinen Nachnamen nicht.«

»Cairolì.«

»Nun, Cairolì, bitte gib mir dein Schulbuch.«

Sie setzte ihre Brille auf, überflog mit ihrem dicken Finger das Inhaltsverzeichnis und gab ihnen ein Stück zum Lesen auf: *Der kleine Elefant vom Fluss Limpopo*.

»Lest euch den Text still durch und unterstreicht die Nomen rot, die Verben blau und die Adjektive gelb.«

Sie wechselte einen aufmunternden Blick mit dem Hausmeister und ging hinüber in ihre Klasse, eine Zweite, wo die Kinder sich an den Minuten unverhoffter Freiheit erfreuten. Auch dort wachte ein Hausmeister über das laute Geschnatter. Ein Schüler stand vor der blankgewisch-ten Tafel, er machte ein Gesicht, als hätte man ihm eine stachelige Kastanienschale in die Unterhose gesteckt.

»Was machst du da, Martinelli?«

»Ich habe ihn an die Tafel geschickt, Schwester Annangela. Er hat über Ihre Abwesenheit etwas Schmutziges gesagt.«

Schwester Annangela spürte, dass sie lächeln musste, und kniff die Lippen zusammen, um das Lächeln ein wenig zurückzudrängen.

»Verflixt, etwas Schmutziges. Was muss ich da hören.«

Sie wollte den Hausmeister nicht demütigen, indem sie seine Strafe zurücknahm, aber sie wollte den Jungen auch nicht dort stehen lassen. Nicht an diesem Tag.

»Es war nicht gar so schmutzig, Schwester Annangela«, versuchte Martinelli einzuwenden.

»Er hat gesagt ...« Der Hausmeister suchte nach einer passenden Umschreibung. »Er hat gesagt, Sie seien auf der Toilette, Schwester Annangela.«

»Interessant.«

»Um Ihre Notdurft zu verrichten.«

»Ich verstehe, danke.«

»Bitte entschuldigen Sie!«, platzte der Junge heraus, den Tränen nahe.

Sie nehmen alles so entsetzlich ernst, dachte Schwester Annangela, von jäher Bitterkeit gepackt. Marina Poggio kratzte sich mit dem Radiergummiende ihres Bleistifts im

Ohr. Ludovico Bindi hielt den Apfel, den er in der Pause essen würde, auf den Knien. Schwester Annangela spürte das Salz der Tränen auch in ihrer Kehle.

»Du bist entschuldigt, Martinelli, geh an deinen Platz zurück. Und zu deiner Information: Ich war nicht auf der Toilette.«

Sie setzte sich, und einen Augenblick lang hatte sie Angst, dass sie diesen Morgen und die kommenden Tage nicht durchstehen würde. Die Beerdigung. Sie senkte den Kopf. Die Kinder beobachteten sie. »Verflixt«, sagte sie wieder, und die Kinder machten Augen wie eine Schar kleiner Eulen. Sie musste die Schüler in die andere Zweite bringen und in die Klasse des Mädchens zurückkehren, wo sie noch *Der kleine Elefant vom Fluss Limpopo* lasen und nichts wussten, ahnungslos waren.

5

Gemma klingelte und klopfte viele Male vergeblich. Sie legte das Ohr an den Türflügel, da sie aber kein Geräusch hörte, öffnete sie entschlossen die Tür zu Silvias Wohnung.

Sie war mit Notfällen vertraut, sie kannte die Anspannung, die den Körper peitscht wie mit einem Stahlkabel. Gemma kam aus dem Friaul, dort war sie 1903 geboren worden. Wenn jemand vom Zweiten Weltkrieg sprach, sagte sie: »Stell dir vor, ich habe zwei Kriege erlebt.« Es verschaffte ihr Befriedigung, so etwas zu sagen. Es verschaffte ihr Befriedigung, dass sie trotz Caporetto, der Spanischen Grippe, dem Witwenstand, den Bomben, den Razzien der Deutschen am Leben geblieben war, während viele Menschen, die sie kannte, sich eher schuldig fühlten. Angefangen bei ihrer Tochter Luisa. Doch für Gemma war die Vergangenheit vor allem vergangen, sie lag hinter ihr, war vorbei. *Ich werde nicht mehr nachts fliehen müssen, ich werde nicht in letzter Minute über die Brücke laufen, bevor sie gesprengt wird, meine Tochter wird nicht nach Deutschland geschickt werden, um Sklavenarbeit zu verrichten.* Das war für sie Grund genug, dem Leben mit einem gewissen Optimismus zu begegnen.

Trotzdem überfiel Gemma an diesem Morgen, als sie die Wohnung leer vorfand, eine Ahnung von Gefahr, die sie sich nicht erklären konnte. Es war zu früh, um in Pa-

nik zu geraten, Silvia musste vor etwa einer Stunde aus dem Haus gegangen sein: der Kaffeesatz in der Tasse war noch nicht getrocknet, das Bett war zerwühlt, die Seife war auf die grünlichen Fliesen im Badezimmer gefallen. Die Lehrerin war keine klassische Hausfrau, also gab es daran nichts Besonderes. Doch sie war nicht da. Gemma rief sofort in der Schule an.

6

Im Traum zerfetzt ihr etwas den Bauch. Sie selbst tut das. Mit einem Messer, wie man eine Mispel schält, das Fruchtfleisch abschabt, bis nur ein spiegelnd blanker Kern übrig bleibt, unnatürlich, er passt nicht zur Frucht. Sie sieht ihn glänzen wie eine kleine schwarze Sonne, ein zurückgewiesenes schwarzes Ei. Ein hohles Osterei.

Die Lehrerin öffnet die Augen. Wenn sie sie wieder schließt, erscheinen sofort die Bilder. Kalbsrippen, ein Maulwurf, ersäuft, weil er mit seinen Stollen den Garten beschädigt, an einer Kellerwand aufgehängte Hippen, eine pulsierende Froschkehle, die man mit einer Nadel stechen oder mit einem Messer durchtrennen kann: Mit dem Messer zieht man eine Linie, als würde man ein Wort unterstreichen oder markieren, um es zu korrigieren. Sie sieht Berge aus beschrifteten Heften, sämtliche Wörter durchgestrichen, eine staubige Aula, doch vielleicht sind die kleinen Partikel in der Luft auch Asche, und sie befindet sich in einem riesigen, erloschenen Kamin, wie jener in der Burg von Verrès, die sie mit ihren Klassen oft besucht hat. Doch nein, das kann nicht sein, denn ihre Großmutter schlurft dort durchs Zimmer, Silvia hört das Scharren der Pantoffeln und das Rascheln der Unterröcke. Ein Mann trägt einen Fasan mit baumelndem Kopf und trüben Augen auf der Schulter. Eine übergewichtige Frau geht zum Klosett am Ende des Flurs, blickt sich um, zieht

ihren Rock hoch, kommt wegen ihres Leibesumfangs nicht ganz in den Verschlag hinein und muss mit dem halben Körper draußen bleiben, sie zittert, es kostet sie Mühe, nicht umzufallen, sie klammert sich an den Rahmen der weit offen stehenden Tür. Sie weiß nicht, dass die Jungen auf die Laube geklettert sind, um ihre Weintrauben zu stehlen, und sie jetzt von dort oben grinsend beobachten, sie weiß es nicht, aber Silvia hört das unterdrückte Kichern.

Je grausamer die Visionen sind, desto mehr beruhigen sie die Lehrerin, statt sie zu erschrecken. In der Nähe rumoren die Wildschweine. Eine Mönchsgrasmücke pfeift, es muss fast Morgen sein. Sie fasst diesen Gedanken nicht in Worte, die Ohren registrieren das Geräusch, und etwas in ihr antwortet: Mönchsgrasmücke. Es ist eher ein Reflex als eine Information und wird sofort vergessen. Die Sinne gehorchen, das Gehirn versucht zu funktionieren, aber es ist ein schwarzer Teer aus Teilnahmslosigkeit.

Durch die Tür der Hütte sieht Silvia eine Birke mit ihren Blütenständen. Der Anblick trifft sie wie ein Schlag, fast möchte sie sich mit den Armen schützen. Die Kätzchen der Birke sehen aus wie hängende braune Würstchen, bei der leisesten Berührung geben sie ihren Pollenstaub ab. Alles, was hängt, baumelt oder an seinem Halter aufgeknüpft ist, entspricht ihr. Sie selbst fühlt sich so, ein Bündel, das mit einem verdorrten Stiel, vielleicht auch einem Strang, am Leben aufgehängt ist. Über ihrem Kopf zerteilt das windschiefe Dach den Himmel in Abschnitte, die immer heller werden.

Dort draußen steht eine Buche, deren Rinde vom Zunderschwamm besiedelt wurde: Dutzende aschgrauer Hüte

ragen wie Sockel aus dem Stamm. Die Rinde bröckelt schon ab, große Placken fehlen. Silvia weiß, dass es für den Baum keine Rettung gibt, früher oder später wird er umstürzen. Sie weiß es, aber nichts fügt sich zu einem folgerichtigen Ganzen zusammen, zu einem Vorher und einem Nachher, außerdem sieht sie ohnehin keinen großen Unterschied zwischen sich und den Pflanzen mit ihren Parasiten, dem Schimmel auf den Dachsparren, den lebenden Tieren und den Kadavern, dem leichten Wind, der durch die Tür und die Risse im Mauerwerk hereinschnebelt. Sie muss Wasser lassen, aber sie sieht nicht ein, warum sie aufstehen und hinausgehen sollte wie die fette, verspottete Frau unter den begeisterten Blicken der Jungen. Sie leert ihre Blase dort, wo sie ist, ohne sich um einen Zentimeter zu bewegen.

7

Giovanna, so hieß das Mädchen. Am Ende des vergangenen Jahres hatte sie angefangen, den Unterricht zu schwänzen. Sie war schon immer schlecht in der Schule, sie lernte langsam.

»Was soll das? Du kannst dir nicht erlauben, zuhause zu bleiben«, hatte Silvia gesagt. Sie behielt sie in der Klasse, machte die Hausaufgaben mit ihr. Setzte sich neben sie, ein bisschen unbeholfen, aber entschlossen, und erst einmal packte sie die Brötchen aus, die sie für sie beide zubereitet hatte. Brötchen waren das Einzige, was Silvia außer Kaffee in der Küche zubereitete, denn abends aß sie immer bei Anselmo und Luisa. Auf diese Brötchen legte sie meistens Käsescheiben, denn sie hatte bemerkt, dass Giovanna gern Käse aß, oder Butter und Marmelade.

»Durchs Üben werden alle besser. Nimm mich. Ich bin nicht besonders intelligent, aber ich habe mich angestrengt.« Das sagte sie ohne falsche Bescheidenheit. Es war die Wahrheit, und man musste sich ihr stellen, Komplimente wurden verbannt. Immerhin fand Silvia sich intelligent genug, um zu erkennen, dass sie keine Geistesgröße war. Ein ganz normaler Kopf, dazu Beharrlichkeit und Fleiß. Im Internat, wo sie während des Krieges zur Schule gegangen war, bekamen andere die guten Noten, die Mädchen, die mühelos lernten, eine intuitive Auffassungs- und Erfindungsgabe hatten. Sie nicht, sie tat, was

sie konnte. Sie besaß Pflichtgefühl, Durchhaltevermögen, und ihr war bewusst, dass sie zu gehemmt und unsicher war, um zu ertragen, als Dummerchen zu gelten. Sie war eine Waise, bei den Großeltern aufgewachsen, und schließlich ins Internat gekommen. Da konnte sie sich nicht auch noch Vorwürfe und Demütigungen wegen schlechter Schulleistungen aufbürden.

»Komm, Giovanna, wir machen die Aufgaben zusammen. Dann bist du morgen gut vorbereitet.«

»Danke, Maestra«, sagte das Mädchen. Und dann blieb sie stumm, weil sie den Mund voll hatte.

Giovannas Eltern waren Almhirten und vor ein paar Jahren nach Biella gezogen. Die Mutter pendelte zwischen der Alm im Elvo-Tal und der Kleinstadt. Dort wohnten noch ihre Schwester und der Schwager, deren Kinder in Bagneri zur Schule gingen, wo es nur eine einzige Klasse gab und die Pulte und Bänke zu einem Block aus dunklem Holz verbunden waren, wie in der Kirche. Auch Giovanna hatte dort ihre Grundschulzeit begonnen, aber im Dezember hatte sie sich eine Lungenentzündung geholt, war im Krankenhaus gewesen und hatte fast drei Monate Schulzeit verloren. Als sie wieder in die Klasse gekommen war, noch erschöpft und abgemagert, hatte sie das bisschen Italienisch, das der Lehrer ihr einbläuen konnte, völlig vergessen.

Im selben Jahr hatte ihr Vater Arbeit in der Fabrik gefunden, in der Textilindustrie, die in der Nachkriegszeit Aufschwung genommen hatte und weiterhin wuchs. Die Arbeit gefiel ihm nicht, aber der Lohn war anständig, die Kinder konnten in der Stadt zur Schule gehen, und in der Wohnung gab es ein Badezimmer, sogar mit Badewanne

und Waschmaschine. Eine Candy Superautomatic 5 aus zweiter Hand, nur ein bisschen verbeult vom Hagel, der gefallen war, als sie die Maschine transportiert hatten.

Überall verließen die Menschen ihre Dörfer und Täler, auch Giovannas Vater war weggegangen, nur war er darüber unglücklich, verbittert geworden. Er trank, wie alle, und vertrug das sehr gut, eine große Flasche am Tag machte ihm gar nichts aus. Manchmal aber übertrieb er, trank auch Grappa dazu und Weinbrand. Er vermisste den Heuschober, das nächtliche Rasseln des Hundes an der Kette, die Kühe mit ihren langen Wimpern, sogar den Mist, der auf der gefrorenen, zertrampelten Weide dampfte. Einen Teil seiner Unzufriedenheit zwang er den anderen auf. Im Bett behandelte er seine Frau grob und hörte auch dann nicht auf, wenn sie weinte und die Kinder im Nebenzimmer im Schlaf wimmerten. Giovanna war nicht versetzt worden und hatte die Grundschule wieder in der ersten Klasse begonnen, doch sie bekam weiter schlechte Noten. Der Vater schlug sie, um sie zu erziehen, nie planvoll und nie lange, doch die harten Schwielen seiner Hände hinterließen blaue Flecken, die erst nach Wochen verblassten.

Giovanna war die Schläge leid, sie wollte bei der neuen Lehrerin in der Stadt einen guten Eindruck machen. Beide kostete es große Anstrengung, Giovanna auf ein Befriedigend zu bringen, doch kaum überließ man sie sich selbst, sackte sie wieder ab. In der Dritten drohte sie sitzenzubleiben, dann hatte Silvia es nicht über sich gebracht, Giovanna einer anderen Lehrerin anzuvertrauen, und sie mit Hilfe nach oben korrigierter Noten im Zeichnen, Turnen und in Handarbeit bei sich behalten.

Am Ende der Vierten hatte sich etwas verändert. Das

Mädchen war frech geworden, aber auch verletzbarer. Ihre Augen glühten vor Unruhe, ihr waren Haare am Körper und Brüste gewachsen. Den Flaum unter der Nase versuchte sie mit den Fingern zu verbergen, im Licht des Badezimmer spiegels erinnerte er sie an den Schimmelbelag, der die Ecken der Zimmerdecke grau färbte.

Silvia hatte ihr eine Reihe schlechter Noten nicht ersparen können, obwohl sie die Reaktion des Vaters fürchtete. »Zwei Ohrfeigen mehr, Maestra«, hatte Giovanna lakonisch bemerkt.

Die Familie wohnte in einem großen Wohnblock direkt über dem Wildbach Cervo, zwischen den Fabriken, die seit anderthalb Jahrhunderten Wasserkraft für die Wollverarbeitung nutzten. Betonpfeiler und steile Zementwände erhoben sich neben Bögen aus rotem Ziegelstein und den Fabrikschornsteinen der Werkstätten aus dem neunzehnten Jahrhundert.

Das Gebäude wimmelte von kinderreichen Familien, einige Jungen hatten begonnen, Giovanna anzustarren, dann fühlte sie sich zugleich schmutzig und geschätzt. Sie wusste nicht, ob sie sich vor ihnen aufplustern oder fliehen sollte. Zwei Jungen, Michele und Domenico, begnügten sich nicht damit, sie pfeifend zu mustern, sie sprachen auch mit ihr. Sie sprachen im Dialekt, waren fleghaft und spielten sich als erwachsene Männer auf. Wie Giovanna hatten sie den disparaten Körper der Pubertät: sie zwei spitze kleine Hügel auf der Brust, die das Unterhemd zu durchbohren schienen, und Stoppeln in den Achselhöhlen, aber ihr Po war noch flach und die Hüften unter dem kugeligen Kleinmädchenbauch kaum gerundet; die beiden Jungen riesige Hände an den rastlosen Armen, Adams-

äpfel wie zwei Nüsse, die ihnen im Hals stecken geblieben waren, spärliche Bartstoppeln am Kinn, aber Hals und Wangen noch völlig unbehaart.

Anfangs hatte Giovanna nicht reagiert. Die Verlegenheit machte sie stumpfsinnig, ihr Gesichtsfeld schrumpfte auf ein schwankendes Quadrat zu ihren Füßen, während sie versuchte, sich davonzumachen, um die nächstgelegene Ecke zu biegen, auf der Treppe zwei Stufen auf einmal hinabzuspringen, um zu verschwinden. Kaum war sie außer Reichweite, wurde ihr bewusst, dass das Herzklopfen und die Aufregung sie betäubten, ihre Nachmittage aber auch spannender machten, und am nächsten Tag bot sie sich an, die Nachbarin um das Waschmittel zu bitten, oder sie verweilte ohne Grund auf dem Treppenabsatz oder wagte sich bis in den Hof und lief dort mit gesenktem Kopf auf und ab, als hätte sie etwas verloren, weil sie herausfinden wollte, ob die beiden mit ihr sprechen würden.

Silvia ahnte die Tragweite der Veränderung, aber sie konnte dem Mädchen nicht folgen. Als alternde Jungfer wurde sie von allen behandelt wie eine Nonne. Sich selbst sah sie eher als einen pflanzlichen Organismus, einen Körper, den man nicht unbedingt keusch, eher nichtssagend hätte nennen können. Sie hatte versucht, das Mädchen zu tadeln: »Du bist unkonzentriert, ich kann nicht immer alles für dich tun.« »Komm, dann sind wir bald fertig.« »Pass auf, sonst muss ich dir ein Ungenügend geben.« »Giovanna, du hörst mir nicht zu.«

Nicht dass Giovanna aufgehört hätte, die Schläge zu fürchten, und obendrein stellte nun auch ihre Mutter sich gegen sie. Wenn es nach der Mutter ging, schien die Toch-

ter andauernd in Gefahr zu sein. Jetzt, wo sie erwachsen wurde, stand viel auf dem Spiel. Nach Ansicht der Mutter war diese frühreife Entwicklung ein Schicksalsschlag. Mit elf Jahren echte Brüste zu haben, brachte Unglück, es setzte das Mädchen Gefahren aus, mit denen sie sich nicht befassen wollte, weil sie zermürbt war vom gewalttätigen Mann, dem Hinauf und Hinunter von der Alm und von den kleineren Kindern, die mit Schirmstöcken Fechten spielten und die Möbel durchlöcherten. Sie hatte Giovanna eingeredet, diese Brüste seien zwei Bomben, die jederzeit explodieren konnten.

Giovanna ertrug es nicht, wenn man über ihren Körper sprach, das machte sie rasend vor Wut. Sie selbst erkannte sich nicht mehr, und weil es ihr schwerfiel, sich zurechtzufinden, fühlte sie sich ertappt, wie preisgegeben, wenn die anderen diese Veränderungen kommentierten. Sie wünschte sich Dunkelheit, Stille. Das Wort »Brust« im Mund ihrer Mutter löste einen Brechreiz bei ihr aus, dann erschien ihr die Mutter unanständig und aufdringlich. Sie schäumte vor Wut, reagierte ungehobelt, und wenn die Mutter drohte, Giovanna vom Vater bestrafen zu lassen, lief sie türensclagend aus der Wohnung.

Sie hatte das Gefühl, ihren eigenen Körper zu verseuchen. Die kleine Giovanna war zu einer Fremden geworden, einem Mädchen, das auf die schiefe Bahn geraten war.

Im Elvo-Tal, wo sie geboren worden war, gab es eine Frau, die als Medium arbeitete. Hinter ihrem Rücken nannte man sie »la masca«, die Hexe. Geister drangen in sie ein, bewegten ihre Hände und Arme, aus der Kehle der Frau kamen ihre kratzenden Stimmen. Man ging zu ihr, um sich sagen zu lassen, wo der Tote das Geld versteckt

hatte, ob er treu gewesen war, ob er nachtragend war. Der Hexe schien es nicht besonders zu gefallen, die Marionette der Toten abzugeben, doch das Geld, die fetten Kaninchen und die gut gefüllten Korbflaschen waren ihr sehr recht. Giovanna hatte sich an die Frau erinnert, weil auch sie in einem fremden Fleisch stecken musste wie die in den lebendigen Körper der Hexe geschleuderten Gespenster. Und das für immer, nicht nur ein paar Minuten lang.

Andererseits wurde sie auf unbestimmbare Weise stärker. Wohin sie auch ging, immer schien ein Pfeil auf sie zu zeigen, und allmählich mischte sich Neugier unter den Widerwillen gegen die Blicke, die sie streiften. Es war ja nichts dabei, sie war schließlich noch ein Mädchen, und niemand kam auf die Idee, einen Schritt weiter zu gehen. Sie ahnte jedoch, dass dies nur der Anfang war, der Auslöser für etwas, was ihr erlauben würde, sich vom gewalttätigen Vater und der zerstreuten Mutter zu entfernen. Sie hatte begonnen, Fotoromane zu lesen, wo es von armen, romantischen Heldinnen nur so wimmelte: Letizia, Marina, Charme. Sie träumte von einer Handtasche aus gehäkelter Baumwolle und langen Strümpfen statt der Kniestrümpfe. Und obwohl sie ihr Gesicht und ihren Schnurrbart hasste, malte sie sich aus, einen Liebesbrief zu bekommen.

Mit den beiden Jungen aus dem Haus hatte sie schließlich Freundschaft geschlossen. Es war eine Beziehung, in der physische Nähe nicht zu Vertrautheit werden konnte. Sie verbrachten Zeit miteinander, meist im Hof oder auf den Steinen am Ufer des Wildbachs, darum waren sie Freunde und sandten dieses Zeichen an die Welt, besonders an die anderen Kinder im Wohnblock. Aber sie be-

rührten sich nie, auch nicht unabsichtlich oder um einander bei den Sprüngen und den rutschigen Stellen zwischen den großen Steinen zu helfen. Sie bespritzten sich höchstens mit dem eiskalten Wasser, das mal ganz klar war, mal vom gelben und braunen Schaum der Wollwebereien ein Leopardmuster trug.

Giovanna hatte das Gefühl, dass sie nichts von ihnen wusste und die beiden nichts von ihr, sie kehrte nach Hause zurück, und es war, als wechselte sie abermals die Haut. Dabei sprachen sie durchaus miteinander, zum Beispiel über die reichen Bürgersöhnchen in der Klasse von Michele und Domenico und wie sie die Fußballspiele im Schulhof nutzten, um denen wehzutun. Über die Mondlandung. Über Lele, den spastischen Jungen aus dem ersten Stock, der immer im Schlafanzug herumlief und ein Cowboytuch um den Hals trug, das sein Gesabber auffing, über den Alten, der sich im Park postierte und den Kindern, die im Gebüsch Pipi machten, sein Ding zeigte, über die Eltern, die versuchten, sie im Zaum zu halten. Giovanna wollte hinter ihnen nicht zurückstehen, also erzählte sie, dass ihre Lehrerin besser daran täte, sich einen Mann zu suchen, statt sie zu schikanieren, aber wenn die beiden entgegneten: »Wer nimmt denn diese Schrecksschraube?«, verteidigte sie die Lehrerin sofort: »Ihr kennt sie ja gar nicht, sie ist nicht so übel, ja, na gut, sie ist fast alt, aber so übel ist sie nicht. Eine Nervensäge ist sie trotzdem«, fügte sie noch hinzu, ohne den Jungen in die Augen zu sehen.

Irgendwann hatten sie angefangen, die Schule zu schwänzen. Herumzulungern, statt in ihren Bänken zu sitzen, das berauschte sie. Domenico und Michele rauch-

ten stinkende Zigaretten, Giovanna wollte lieber Klingelstreiche machen und Kaulquappen fangen gehen, stattdessen sah sie sich um die Jungen scharwenzeln und das Lächeln besonders lässiger Frauen nachahmen – so lächelten natürlich die Heldinnen der Fotoromane, aber auch Romy Schneider und, was näher lag, Vanda aus der Kurzwarenhandlung, die vor den Kunden ihren roten Lippenstift nachzog, und dann Marilisa, die ältere Schwester einer Klassenkameradin. Um sich einzureden, das Erwachsenwerden sei aufregend, übertrieb Giovanna, sie benahm sich wie eine Karikatur. Natürlich hatte man die drei zusammen gesehen, natürlich hatte ihr Vater es erfahren und sie geschlagen. Die Lehrerin versuchte, ihr keine schlechten Noten zu geben, um die Situation nicht noch schlimmer zu machen.

Giovanna fühlte sich, als hätte jemand sie reingelegt. Sie hatte nicht absichtlich angefangen zu wachsen; getrieben, versuchte sie, sich im Gleichgewicht zu halten, es war nicht ihre Schuld, wenn sie stolperte. An einem Tag steckte sie sich eine Kippe in den Mund, am nächsten folgte sie fügsam dem Nachhilfeunterricht der Lehrerin. Sie schloss sich im Badezimmer ein, biss die Zähne zusammen und riss sich mit Klebeband die Haare von den Waden, oder sie benutzte den Handspiegel ihrer Mutter, um endlich zu erforschen, was sie zwischen den Beinen hatte. Danach konnte sie draußen hingebungsvoll mit den kleinen Geschwistern spielen, ohne einen einzigen Gedanken an ihre älteren Freunde zu verschwenden, ihre Ausbruchsversuche, die anatomischen Probleme. Sie begann den Tag hochmütig und trotzig und beendete ihn unterwürfig, vom Unbehagen gebeugt.

Nur eines blieb unverändert: Die Ohrfeigen des Vaters waren ihr auch auf ihrem neuen Körper unerträglich, mehr noch als der Blick ihrer Mutter, der sie prüfte. Sie duldete keine einzige Berührung, außer die der kleinen Brüder, die auf ihren Rücken sprangen und an ihr zerrten. Viele Väter schlugen, sie empfand sich nicht als etwas Besonderes und war auch nicht traurig. Ihr größtes Problem war, dass sie nicht mehr wusste, wen ihr Vater eigentlich schlug, und darum wirkten ihre gewohnten Abwehrmechanismen, die sie an guten Tagen gleichgültig gemacht hatten, jetzt nicht mehr.